

Migration als Irritation und Ressource

Momentaufnahmen aus Hamburg-St. Georg¹

Kay Kraack

Der Stadtteil St. Georg ist eines der beiden »heiligen« Quartiere Hamburgs. Seine besondere Lage mit Hauptbahnhof, ZOB, Rotlichtmilieu und vielen überregionalen Einrichtungen macht ihn in mehrfacher Hinsicht zu einem der meistfrequentierten Verkehrsknotenpunkte in der Freien und Hansestadt Hamburg (allein 500.000 Menschen nutzen täglich das Bahnhofsgelände). In Stichworten: Mehr als die Hälfte der Hamburger Hotelbetten finden sich hier, der Anteil der Wohnbevölkerung liegt bei ca. 10.000 Menschen, ca. 40.000 Arbeitsplätze, Treffpunkt der Gay Community, Standort der größten Moscheen Hamburgs, teils überregional aktiv und international vernetzt. Religion ist im öffentlichen Raum sichtbar und präsent, mit muslimischen Freitags- und Iftargebeten im Ramadan genauso wie bei katholischen Prozessionen vom Mariendom des Erzbistums Hamburg ausgehend oder den interreligiösen Friedensandachten an jedem Karfreitag auf dem Spadenteich vor der evangelischen St. Georgskirche am Hauptbahnhof. Zugleich spiegeln sich hier auf verhältnismäßig kleinem Raum aktuelle weltpolitische Konfliktlagen wider. Die Attentäter von 9/11 hatten im Stadtteil ihre religiösen Bezugsorte, aktuelle Auseinandersetzungen zwischen IS-Anhängern und kurdischer Community fanden auf dem örtlichen Steindamm ihren Niederschlag, ebenso spielt die durch Gentrifizierung bedingte Verdrängung von alteingesessener Bewohnerschaft und Randständigen wie in anderen europäischen Metropolen auch hier eine zentrale Rolle.

1 Textpassagen sind entnommen aus: Kay Kraack, Die Rückkehr der Religion – Irritation, Herausforderung und Ressourcen, in: Matthias Nauwerth/Kathrin Hahn/Michael Tüllmann/Sylke Kösterke (Hg.), Religionssensibilität in der Sozialen Arbeit. Positionen, Theorien, Praxisfelder, Stuttgart 2017, 485–502.

1. Die Rückkehr der Religion

»Die Amis sind selbst schuld. Sie tun so, als würde ihnen die ganze Welt gehören. Sie unterdrücken die Muslime. Endlich hat ihnen jemand gezeigt, dass sie sich nicht alles erlauben können. Wir müssen uns wehren. Ich bin Moslem!«

Während die Bilder der einstürzenden Twin Towers des World Trade Centers seit dem 11. September 2001 bei den meisten Bundesbürgern als Schreckensereignis ins Gedächtnis eingepägt wurden und der Westen diese Tat fast unisono als abscheulich und absolut unverständlich verurteilte, bekundete der oben zitierte Jugendliche in einer Hamburger Jugendhilfeeinrichtung seine Sympathie mit den Attentätern. Bemerkenswert ist, dass es ihm dabei nicht nur um eine Verständnisäußerung hinsichtlich einer möglichen Kausalität zwischen muslimischer Unterdrückungserfahrung und dem Attentat ging, sondern zugleich auch um seine Identitätsbekundung als Glaubensbruder der Attentäter. Bis dahin hatte seine Religionszugehörigkeit in der Jugendeinrichtung keine sichtbare Rolle gespielt. Er berücksichtigte weder das Ritualgebet noch fastete er im Ramadan. Umso überraschender war es, wie er an dieser Stelle seine Glaubenszugehörigkeit erstmals öffentlich bekundete und ihn diese mit Sinn und Bedeutung erfüllte. »Ich bin Moslem.«

Nach 2001 begannen junge Menschen mit muslimischem Migrationshintergrund, den Islam als ein persönliches Identitätsmerkmal für sich neu zu entdecken. Vorwiegend männliche Jugendliche mit Benachteiligungserfahrungen erhoben damit genau das zu einem Ausdruck ihres neuen Selbstbewusstseins, was von fast allen gesellschaftstragenden Instanzen in Medien, Politik bis Kirchen nach 9/11 zunehmend als rückgewandt und bedrohlich abgelehnt wurde. Es entstand eine Entwicklung, bei der sich das für jugendliche Protestbewegungen typische provokative Potenzial mit einer neu entdeckten religiösen Identität zu verbinden vermochte und diese oftmals viel ernsthafter, nicht selten auch radikaler auslegte als noch ihre Elterngeneration.

Die Spannweite der Positionen reicht weit, angefangen bei denen, die ihre Religion als verfassungsverbrieftes Freiheitsrecht im Privaten ausleben wollen und sich im Übrigen als Teil der nordeuropäischen Leistungsgesellschaft fühlen, über diejenigen, die sich deutlich kritisch von eben dieser Gesellschaft mit ihrer ausgeprägten Liberalität im Umgang mit Sexualität und Lebensformen hin abgrenzen und sich auf ein fundamentalistisches Islamverständnis beziehen, ohne dabei Gewaltambitionen